

Kriegsbeginn präsentierte sich Daimler-Benz als florierendes Unternehmen, das neben Nutz- und Spezialfahrzeugen nun auch vermehrt Rüstungsgüter wie Flugzeugmotoren und Panzer produzierte. Im Laufe des Krieges wurde der zunehmende Bedarf an Arbeitskräften hier wie andernorts auch mit einer steigenden Zahl von Fremdarbeitern gedeckt. Sie erreichte im Jahr 1944 mit 37.500 ihren Höchststand. Dies entsprach ziemlich genau der Hälfte der Gesamtbelegschaft. Hatte man vor Kriegsbeginn noch freiwillige Arbeitskräfte aus Ländern wie Italien und Frankreich angeworben, so waren es im Krieg zunächst gegen ihren Willen dienstverpflichtete Kräfte aus den besetzten Ländern, sodann Kriegsgefangene und schließlich auch KZ-Häftlinge, derer man sich zur Zwangsarbeit bediente.

Daß dies für die Betroffenen mit großen Entbehrungen, alltäglicher Diskriminierung und oft schrecklichem Leid verbunden war, wird in dieser Studie an vielen Beispielen deutlich. Methodisch wird dabei ein interessanter Weg beschritten, da die Autoren neben einer Fülle von Archivmaterial auch das Mittel der „oral History“ verwenden. Im Vorfeld dieser Studie wurden Hunderte von Interviews geführt, die vor allem zu den Themen Arbeitsverhältnisse und Lebensbedingungen wichtige Erkenntnisse brachten.

Was dieses Buch auszeichnet, ist neben seiner informativen Dichte ein hoher Grad an Lesbarkeit. Dies liegt nicht zuletzt daran, daß hier der heute in diesen Dingen übliche anklägerische Ton fehlt. Den Autoren geht es primär darum, zu informieren und aufzuklären, Sachlichkeit und systematische Analyse stehen im Vordergrund. Ob es für Daimler-Benz wirtschaftliche und strategische Gründe gab, diesen Schritt zu unternehmen, mag jeder Leser für sich entscheiden. Dennoch hat das Unternehmen bewiesen, daß auch in Großkonzernen Menschlichkeit möglich ist. Im Zuge dieser Untersuchung sprach Daimler-Benz Ende der achtziger Jahre eine Einladung an alle ehemaligen Zwangsarbeiter aus. Insgesamt 167 ehemalige Zwangsarbeiterkräfte nahmen diese Einladung an und bekamen, soweit dies möglich war, Gelegenheit, an ihre alten Produktionsstätten zurückzukehren. Wohlwollend wurde von den Besuchern vermerkt, daß Daimler-Benz diese Aktion nicht mißbraucht habe, um sein Image in der Öffentlichkeit aufzupolieren. Ein ehemaliger Zwangsarbeiter aus den Niederlanden schrieb: „Was Daimler-Benz getan hat ... ist großartig und in der Geschichte deutscher Unternehmen ein Phänomen! Mir persönlich hat dies sehr geholfen, das Kriegstrauma, das ich mit mir herumtrage, erträglicher zu machen.“

*H. Kohl*

Katrin Lange, *Gesellschaft und Kriminalität. Räuberbanden im 18. und frühen 19. Jahrhundert* (Europäische Hochschulschriften. Reihe 3, Bd. 584) Frankfurt/Main (Peter Lang) 1994. 282 S.

Räuber- und Gaunerbanden prägten in der ausgehenden frühen Neuzeit noch den Alltag. Entwurzelte Menschen schlossen sich zusammen, verschafften sich Waffen und organisierten sich nach militärischen Vorbildern. Breite Wirkungsfelder fanden sie immer dann, wenn die legalen Obrigkeiten durch kriegerische Verwicklungen geschwächt waren und sich zu Gegenaktionen kaum in der Lage sahen. Insbesondere war dies nach 1649 und in den 1790er Jahren der Fall. Gerade in den Jahren um 1800 erschienen viele „Aktenmäßigen Geschichten“, in denen die Verbrechen der Banden und ihre Aufklärung beschrieben wurden. Diese Erzählungen bilden das Quellenmaterial, auf das die Autorin sich bei ihrer Auswertung stützt.

Lange beginnt ihre Untersuchung mit einer Schilderung der Rahmenbedingungen, unter denen sich das organisierte Verbrechen entwickelte. Armut war außerordentlich weit verbreitet, ganze Bevölkerungsguppen – wie die Vaganten – wurden kriminalisiert. Die staatliche Verbrechensbekämpfung mit ihrer Vielzahl von Leibes- und Ehrenstrafen und ihrer Tendenz, verurteilte Kriminelle über die eigenen Grenzen abzuschieben, schuf ein weiteres Potential, aus dem sich Räuberbanden rekrutieren konnten. Die vielen kleinen Territorien waren zudem zu einer koordinierten Verbrechensbekämpfung kaum in der Lage, für die sie



auch keinerlei Personal beschäftigten. Die wenigen „Landreiter“ waren zu Verfolgung und Verhaftung gut funktionierender Banden nicht geeignet.

Die überwältigende Mehrheit der Räuber stammte aus unterständischen Schichten, mit großer Nähe zum Vagantentum. Handwerker waren vergleichsweise selten. Viele der späteren Bandenmitglieder waren in unvollständige Familien hineingeboren, z. B. unehelich, oder wurden früh Waisen. Daneben gab es Familien, in denen das Räuberleben Tradition hatte und der „Beruf“ von den Eltern auf die Kinder vererbt wurde.

Die Banden waren keineswegs streng organisiert. Lockere Organisationsformen scheinen überwogen zu haben. Viele Banden fanden sich erst zu konkreten Unternehmungen zusammen. Feste Übereinkünfte scheint es im wesentlichen für die Verteilung der Beute gegeben zu haben. Räuber, die Teile des erbeuteten Gutes unterschlugen, mußten mit harten Sanktionen rechnen.

Die Räuberbanden verfügten über ein soziales Umfeld, das ihnen ihre Taten erst ermöglichte. Von hier stammten die Informationen für Raubzüge, hier boten sich Treffpunkte und Unterschlupfe an. Mit Hilfe spezifischer Zeichen verständigten sich Räuber und Bettler.

Begangen wurde alle Formen von Diebstahl und Raub. Die Beute allerdings war häufig gering oder bestand in Gegenständen, die nur mit Verlust weiterverkauft werden konnten. Die Opfer der Räuber – wenig erstaunlich – entstammten den wohlhabenderen Schichten der Bevölkerung. Häufig geplündert wurden Juden, die es aber auch unter den Räubern gab.

Im 19. Jahrhundert erlebte das Bandenwesen einen Niedergang, obwohl die sozialen Bedingungen (Pauperismus!) ihm eigentlich eher hätte förderlich sein müssen. Die Staaten des 19. Jahrhunderts aber waren zu effektiver Verfolgung viel eher in der Lage als ihre Vorgänger im 18. Jahrhundert.

Katrin Lange bietet interessante Einblicke in die Binnenstruktur von Räuberbanden, die ja, nachdem es sie nicht mehr gab, oft romantisiert wurden.

*A. Maisch*

Hartwig Weber, „Von der verführten Kinder Zauberei“. Hexenprozesse gegen Kinder im alten Württemberg, Sigmaringen (Jan Thorbecke) 1996. 274 S.

Kinder gehörten nicht selten zu den Angeklagten in Hexenprozessen. Sie machten ihre Aussagen im Unterschied zu den Erwachsenen häufiger freiwillig und denunzierten bereitwillig Verwandte und Bekannte. Hartwig Weber analysiert die Hexenprozesse gegen Kinder im Herzogtum Württemberg im 17. Jahrhundert. Sein Ausgangspunkt ist der Calwer Kinderhexenprozeß von 1683, der zu zwei Todesurteilen führte. Außerdem wurden sechs Frauen aus Calw ausgewiesen, die Kinder teilweise mit Ruten gezüchtigt. Die folgenden Kapitel sind eher allgemeinen Ausführungen zum Hexenglauben und zur Kindheit im 16. und 17. Jahrhundert, die in dieser Zeit langsam als eigene Lebensphase begriffen wurde. Württemberg war kein verfolgungsintensives Gebiet. Juristen und Theologen hielten sich beim Kampf gegen das „Unholdenwesen“ eher zurück – verglichen zumindest mit solchen Territorien wie den Bistümern Würzburg und Bamberg, wo innerhalb weniger Jahre des 17. Jahrhunderts mehr als 900 Menschen verbrannt wurden.

Die Untersuchung Webers basiert auf den Malefizakten des Hauptstaatsarchivs Stuttgart in den Beständen A 209 und A 309, die er als weitgehend vollständig einschätzt. Letzteres trifft aber mit Sicherheit nicht zu, der Bestand wurde im 19. Jahrhundert ausgedünnt. 39 Kinder hätten in Hexenprozessen eine wichtige Rolle gespielt, der Schwerpunkt liege in den letzten vier Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts, also zu einem Zeitpunkt, an dem eine Anklage wegen Hexerei deutlich an Gefährlichkeit eingebüßt hatte. In der Regel gaben sich diese Kinder selbst als Hexen an, nutzten aber die Gelegenheit zur Denunziation von anderen. Besagungen gingen häufig auf familiäre Konflikte zurück. Die Urteile waren vergleichsweise mild. Die württembergischen Behörden setzten zu dieser Zeit mehr auf Pädagogik als auf strenge Verfolgung. Ein ausführliches Kapitel beschäftigt sich mit den Phantasiën, die hinter diesem Teufels- und Hexenglauben standen, wobei Weber besonders auf die